GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

"Queer entwickeln"

Hacker, Hanna

2012

https://doi.org/10.25595/1121

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hacker, Hanna: *"Queer entwickeln"*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 23 (2012) Nr: 2, 101-106. DOI: https://doi.org/10.25595/1121.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2012.23.2.101

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Im Gespräch

„Queer entwickeln"

Claudia Ulbrich im Gespräch mit Hanna Hacker über entwicklungs- und globalisierungskritische Interventionen in Theorie und Praxis der Globalgeschichte

Hanna Hacker gehörte von 1991 bis 2012 der Redaktion von „L'Homme. Z. F. G." an und hat die Hefte „Der Freundin?" (1993), „Glück" (1999), „Whiteness" (2005) und „Spektakel" (2012) mitherausgegeben. Seit 2011 ist sie Professorin für sozial- und kulturwissenschaftliche Entwicklungsforschung an der Universität Wien. Im März 2012 erschien ihr Buch „Queer entwickeln. Feministische und postkoloniale Analysen" im Wiener Mandelbaum Verlag. Mit diesem verfolgt sie das Ziel, einen Beitrag zur kritischen Reflexion globaler Ungleichheit zu leisten und Schlüsselkonzepte aus den Critical Whiteness Studies, Border Studies und der Kritischen Geographie daraufhin zu befragen, inwieweit mit ihrer Hilfe soziale Ungleichheitsverhältnisse besser verstanden werden können. Im Gespräch mit ihr geht es um den Versuch, das Anregungspotential ihrer Forschungen für eine geschlechtergeschichtlich orientierte Globalgeschichte herauszufiltern.

Claudia Ulbrich: *Unter Globalgeschichte wird in den aktuellen konzeptuellen Diskussionen Verschiedenes verstanden: Einerseits geht es um eine Geschichte der Globalisierung, andererseits um eine Form der Verflechtungs- und Beziehungsgeschichte, die nationale Grenzen überwindet und nicht eurozentristisch argumentiert. Wie passen Deine Forschungen zu Entwicklung in diesen Kontext, was überhaupt verstehst Du unter dem Titel „Queer entwickeln"?*

Hanna Hacker: Den Titel „Queer entwickeln" verstehe ich in einem doppelten Sinne: Auf der einen Seite geht es um die Frage, inwieweit es wünschenswert ist, aus einer nicht nur feministischen, nicht nur politisch alternativen, nicht nur gendersensiblen, sondern im ganz spezifischen Sinne queeren Perspektive auf das zu schauen, was Entwicklung heißt, wenn von Entwicklungszusammenarbeit, Entwicklungspolitik oder

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Entwicklungshandeln die Rede ist. Auf der anderen Seite meine ich mit „Queer entwickeln" auch die Notwendigkeit, dass queere Ansätze, Queer Studies, Queer Politics sich noch stärker als bisher darüber klar werden sollten, in welchem Maße „Entwicklung" ein Macht-Wissens-System ist, das Ungleichheitsverhältnisse auf globaler Ebene bestimmt, durchzieht und repräsentiert. Queer Theories können nicht darauf verzichten, „Entwicklung" kritisch zu betrachten und sich mit der Verbindung zwischen Kolonialismus, „Entwicklungs"-Vorstellungen und vor allem auch ihrer gegenwärtigen Wirkmacht zu befassen.

Du vertrittst in Bezug auf die Queer Theory noch eine weitere Perspektive und forderst, dass die Queer Theory sich nicht nur auf das Entwicklungshandeln bezieht, sondern ständig ihre eigene Standortgebundenheit und ihren eigenen Eurozentrismus reflektieren müsse. Wo liegt das besondere Erklärungspotential der Queer Theory in Bezug auf „Entwicklungs"-Politik?

Ein wichtiger Punkt ist der kritische Fokus auf „Normierung", auf geschlechtliche und sexuelle Normativität, die mit „Entwicklungs"-Handeln transportiert wird. Erste Versuche, Entwicklungslogiken zu „queeren", betonen sexuelle Rechte als Menschenrechte und machen darauf aufmerksam, dass auch Menschen im globalen Süden als begehrende Subjekte wahrgenommen werden müssen, nicht allein als „Opfer" von Hunger oder Armut. Erst queere Kritik verweist konsequent auf Heteronormativität als ideologisiertes Ordnungsprinzip, das im „Development" mitkonstituiert wird. Und gerade im globalen Maßstab zeigt sich, dass die politische Voraussetzung von genau zwei Geschlechtern einfach nicht mit gesellschaftlichen Wirklichkeiten übereinstimmt.

Welche anderen Theorien sind Dir für Deine Forschungen zu Ungleichheit und zu Entwicklung wichtig und wie verhalten sie sich zueinander?

Ich bin Feministin, feministische Theoretikerin, feministische Sozialwissenschaftlerin, verstehe mich auch weiterhin als feministische Historikerin, selbst wenn Geschichtswissenschaft und Entwicklungsforschung ein ganz gewaltiges Spannungsverhältnis zueinander haben. Ohne feministisches Denken möchte ich nicht Wissenschaft machen und kann das auch gar nicht. Selbstverständlich erhebt sich die Frage, wie eurozentristisch feministische Theorie ist, wie „westlich", und welche Bedeutung Stimmen und Positionen haben, die nicht aus den westlichen Zentren der Wissensproduktion stammen, aber sich „ebenfalls" mit Gender und Feminismus befassen, sei es affirmativ oder kritisch.

Du sagst, dass Geschichtswissenschaft und Entwicklungsforschung in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen. Wenn ich an die großen geschichtsphilosophischen Modelle des 19. und 20. Jahrhunderts denke, scheint mir das nicht evident. Insbesondere in der Modernisierungstheorie wurden die „nichtentwickelten" Gesellschaften der „Dritten Welt" der westlichen Moderne gegenübergestellt und an ihr gemessen. Auch wenn sich längst die Auffassung durchgesetzt hat, dass unsere Gegenwart nicht durch eine, sondern durch „multiple

modernities" geprägt ist, ist der Bezug zu Entwicklung noch vorhanden. Wie stellt sich dies aus der Perspektive der „Entwicklungs"-Forschung dar?

Mein Begriff von Entwicklung, so wie ich „Entwicklung" kritisiere, bezieht sich schon sehr deutlich und konkret auf einen Begriff internationaler Entwicklungspolitik, wie sie im Prinzip, wie manche sagen, im Januar 1949 bei der Antrittsrede von US-Präsident Truman als Element des Kalten Krieges erfunden wurde, und auf die Folgen, die das hat, mit den entsprechenden Theorien, den Institutionen, die sich danach gebildet haben, den Akteur_innen im Feld, den ökonomischen Strategiemaßnahmen. Kritiker_innen sagen immer „Development" mit einem Unterton, in dem die kritischen Anführungszeichen und viele Kursivsetzungen schon drin sind. Ganz klassisch definiert sich „Development" darüber, enorm unhistorisch zu sein. Unhistorisch, ohne Geschichtsbewusstsein, ja geradezu geschichtsfeindlich wie jede Bürokratie, nur in noch folgenschwererem Maße, da dieses Denken in globaler Hinsicht gewaltige Konsequenzen für die Lebensfähigkeit von Menschen hat. „Development" wollte sich mit historischen Voraussetzungen, mit politischen Zusammenhängen usw. sowie einer historischen Kritik de facto so gut wie nie auseinandersetzen. Umgekehrt ist Entwicklungspolitik ja auch im feministischen Sinn kein sexy Thema, und im feministisch-geschichtswissenschaftlichen schon gar nicht. „Postkolonialität" klingt besser und ist theoretischer und spannender, und „Development" selbst ist etwas, womit sich Historiker_innen nicht so rasend gerne auseinandersetzen.

Gibt es also zwischen der Entwicklungsforschung und der Globalgeschichte keinerlei Berührungspunkte?

Theoretisch gibt es sie natürlich, aber ich empfinde sie als gewaltig unter-erforscht und unter-theoretisiert. Eine Assoziation hierzu vielleicht noch: In der kritischen Entwicklungsforschung taucht gelegentlich die Frage auf, ob es zutrifft, dass das Deutungsmuster „Entwicklung" von einem Deutungsmuster „Globalisierung" abgelöst wurde. Das finde ich einen ganz spannenden Ansatz. „Development"-Kritiker_innen konnten noch Anfang der 1990er Jahre sagen, „Entwicklung" versus „Unterentwicklung" sei ganz und gar die Art und Weise, wie auf der Welt internationale Verhältnisse gedacht und dargestellt werden. Hier liege gleichsam das Darstellungsmonopol, das Fantasiemonopol letztlich, wie die Welt geordnet ist. Das hat sich möglicherweise im Zuge der 1990er Jahre so weit verschoben, dass als Umbrella-Term für alles, was internationale Verhältnisse betrifft, viel eher der Terminus Globalisierung gelten muss.

Ein Schwerpunkt Deiner Forschungen ist die contact literature. *Könntest Du diese Quellengruppe und Deine damit verbundenen Erkenntnisinteressen näher umschreiben? Inwiefern werden dort Ungleichheitsverhältnisse fortgeschrieben?*

Ich spreche etwas spezifischer von „Development-Kontaktliteratur", weil „Development" mein Referenzrahmen ist. Unter „Development-Kontaktliteratur" fasse ich eine große Bandbreite an Quellen, das sind das gesamte Berichtswesen, Policy-Texte, Evalu-

ierungen, die in der „Encounter Zone Development" ständig geschrieben und ausgetauscht werden müssen. „Development-Kontaktliteratur", mit der ich mich im Einzelnen konkreter befasse, besteht aus autobiographischen Erzählungen, Berichten, Geschichtchen oder auch breiteren Fiktionalisierungen aus dem „Feld". Es scheint zum Entwicklungsarbeiter_in-Sein nahezu integrierend dazuzugehören, zu der diesbezüglichen Erfahrung kleinere Erzählungen und Erinnerungstexte zu verfassen, darüber zu schreiben, wie es „mir" in dem Land beziehungsweise in dem Projekt, in dem „ich" eingesetzt war, erging, wie „ich" in diesem Programm gearbeitet und gehandelt habe. In diesem ganz eigenen Genre berichten Verfasser_innen, ob sie mit ihrer Familie dort waren, wie sie mit den Nachbar_innen ausgekommen sind und wie sie die schreckliche Mühsal, in dem Projekt etwas auf die Beine zu stellen, bewältigen konnten. Diese Erzählungen bieten Orientierung für „nachfolgende" Entwicklungsarbeiter_innen, und sie ähneln kulturanthropologischen Erzählungen von Reisen zu „meinem Stamm" – sie sind ein Beleg dafür, dass die schreibende Person, das schreibende „Ich" Teil der Gemeinschaft von Entwicklungsexpert_innen geworden ist. Es sind Texte mit Exempelfunktion, an denen und mit denen auch ganz konkret gelernt wird, beispielsweise in der Vorbereitungs- und Einschulungszeit von Entwicklungsarbeiter_innen. Das ist im Übrigen auch meine eigene Erfahrung als „Entwicklungshelferin" in den 1990er Jahren.

Welche Fragen stellst Du an diese Literatur, welche Ziele verfolgst Du mit ihrer Analyse?

Ich lese solche Texte aus dem deutschsprachigen Raum und mittlerweile auch aus dem frankophonen europäischen Raum unter anderem entlang der Frage, wie der Kontakt mit dem Anderen, mit dem Fremden auch als ein körperlicher wahrgenommen und erzählt wird. Ich möchte wissen, wie Körper im transnationalen Raum hergestellt werden, wie sich gesellschaftliche und politische Ordnungen in die Subjekte „einkörpern", wie sie von ihnen „verkörpert" werden. Entwicklungsarbeiter_innen bringen ihr Körperverständnis mit ins „Feld", ihr Begehren, ihre Grenzziehungen, ihre Übertretungen und ihr subjektstiftendes Embodiment. Es geht dabei immer auch um geschlechtliche Identitäten und Beziehungen und um ganz konkrete Gewaltverhältnisse. Das Projekt mit dem Arbeitstitel „Writing Bodies in Development" ist mit mir, sozusagen, selbst schon seit einiger Zeit auf transnationaler Reise, wir „travellen" zwischen Bibliotheken und Archiven in verschiedenen europäischen Ländern, zwischen Gesprächen mit Kolleg_innen aus verschiedenen Disziplinen und kleineren Veröffentlichungen zum Thema, und ich hoffe, es wird eine kompakte Monographie daraus. Im Buch „Queer entwickeln" gibt es einen Aufsatz, der direkt aus diesem Projekt entstanden ist – dass ich darin der Frage nach der Bedeutung von „Schweiß" in den Erzählungen von Entwicklungsarbeiter_innen nachgehe, verdanke ich übrigens nicht zuletzt einem Gespräch mit Dir, Claudia: Du hast mal mit so vehementem und sehr unterstützendem Interesse mit mir über Körperflüssigkeiten in autobiographischen Texten gesprochen!

Auf den ersten Blick erscheinen solche Texte eher privat, manchmal schon banal. Aber ist das wirklich so? Geht von dieser Literatur nicht doch eine enorme Wirkung aus?

Das scheint für mich evident zu sein. Es handelt sich um Texte, die ihre Öffentlichkeit bekommen, die sich einreihen in alle möglichen populären Erzählungen, in Soaps und TV-Serien und Boulevardpresseberichte über den Hunger, die Armut, das Elend ... all diese Stereotypen also. Als handle es sich hier um Naturereignisse und nicht um Auswirkungen politischer Handlungen und Strukturen. Dabei werden Repräsentationen erzeugt, die wirkmächtig sind.

Aber das sind Texte von Europäer_innen, die Du liest. Gibt es überhaupt eine Chance, die Anderen zum Sprechen zu bringen, oder sind diese in dem Moment, wo man sie zum Sprechen bringt, schon wieder so weit in Beziehung zum Eigenen, dass das Fremde als solches gar nicht zu fassen ist?

In gewisser Hinsicht ist beides wahr. Das Fremde ist immer eine zentristische Konstruktion, die man nicht stehen lassen darf, weil sie eine Erfindung ist, die Macht- und Ohnmachtsverhältnisse fortschreibt, und zugleich ist es ganz und gar wahr. Natürlich gibt es eine „Dritte Welt" und natürlich gibt es Armut und natürlich gibt es die Subalternen und natürlich gibt es die subalternen Frauen, die zwar sprechen, aber niemand hört ihnen zu, und natürlich gibt es mangelnden Zugang zu Bildung, zu Gesundheitsversorgung etc. In der Lehre ist dieser Gedanke oft besonders schwer zu vermitteln, weil gerade jüngere, engagierte Menschen entweder ganz auf der einen Seite stehen, die die Position vertritt, das sei ja alles nur kolonialistisches Konstrukt, oder auf der anderen Seite, die überzeugt ist, dass etwas getan werden muss für die Armen. Ich denke, es geht genau darum, mit dieser Polyvalenz zu leben.

Kann es sein, dass Fiction manchmal besser geeignet ist, die Komplexität und Verwobenheit gesellschaftlicher Verhältnisse aufzuzeigen, als unsere herkömmlichen wissenschaftlichen Analysen?

Ich glaube unbedingt, dass Fiction etwas sagen kann über die Wirklichkeit, über Ungleichheitsverhältnisse, was akademisches Schreiben oder Denken nicht zu sagen im Stande ist. Ich erinnere an Marie NDiaye's großartiges Buch „Drei starke Frauen", ein Werk, in dem im Verhältnis zwischen Frankreich und dem Senegal deutlich wird, was Migration für Menschen, für Frauen, bedeuten kann, was dies auch psychisch für sie bedeutet, schließlich, was die Imagination aus der Migration macht – und umgekehrt.

Ist dieses Beispiel nicht ein Hinweis darauf, dass wir neue Formen der Vermittlung brauchen, wenn wir globalgeschichtlich arbeiten wollen? Sollte dem Fiktionalen, den Vorstellungen und Repräsentationen nicht ein größerer Stellenwert zugebilligt werden?

Da bin ich sofort dabei. Meine Gegenfrage wäre dabei: Ist nicht auch das Imaginäre schon längst globalisiert?

Ich denke, die Spannung zwischen dem Lokalen und dem Globalen ist immer da. Was ich wichtig finde in der Globalgeschichte, ist die Aufforderung, immer mitzudenken, dass Lokales sich stark aus globalen Beziehungen speist und vice versa. In diesem Kontext fand ich Deine Überlegung oder Forderung interessant zu sagen, im Text müsse immer eine imaginäre Figur da sein, wobei mir nicht klar war, ob die imaginäre Figur wirklich schwarz sein muss oder ob die Idee der imaginären Figur eine Metapher für etwas anderes ist, gewissermaßen eine Aufforderung, sich verunsichern zu lassen und das eigene Denken permanent kritisch zu hinterfragen.

Das Bild der schwarzen Figur, die sich hinter dem Helden/der Heldin der weißen Geschichte verbirgt, stammt ja wesentlich von Toni Morrison, die diese sogenannte „Africanist presence" an konkreten US-amerikanischen Literaturen abhandelt. Dass „weiße" Vorherrschaft sich historisch nur vor der Folie der Marginalisierung alles „Nicht-Weißen" entfaltet hat und dass schließlich auch feministische „Befreiung" kaum einem anderen Muster folgte, wissen wir im Prinzip. Ich würde gerne noch weit genauer und detaillierter herausarbeiten, was das für die feministische Praxis und Forschung bedeutet.

Ich hoffe, Du hast die Zeit dazu und ich bin gespannt auf die Ergebnisse.